

IV. Nachrichten und Mitteilungen

NEKROLOGE

*Zum Tode von Niklas Luhmann
(8. 12. 1927 – 6. 11. 1998)*

Niklas Luhmann: Die Person

Niklas Luhmann ist gegangen wie jener legendäre chinesische Maler, den die bewundernden Betrachter immer mehr sich in seinem eigenen Bild entfernen und am Ende ganz darin verschwinden sahen. Luhmann hat immer den Eindruck vermittelt, er trachte nach seinem Werk und nicht nach seinem Glück. Und dieses Werk ist ihm gelungen: Was er sich nach eigener Aussage vor mehr als 30 Jahren vorgenommen hatte, eine Theorie der Gesellschaft zu entwerfen, hat er mit seinem letzten großen Buch, der *Gesellschaft der Gesellschaft*, vollendet. Welcher Wissenschaftler konnte je am Ende seines Lebens Ähnliches von sich sagen?

Luhmanns wissenschaftliches Werk, in seiner Kombination von Umfang und Geschlossenheit kaum überbietbar, wird überdauern – ganz unabhängig davon, ob spätere Generationen ihn wirklich für „den bedeutendsten Soziologen dieses Jahrhunderts“ (Jürgen Kaube in der FAZ vom 12.11.1998) halten werden. Nicht weil er es darauf absah, sondern durch die Überzeugungskraft seiner eigenen Insistenz und die intellektuelle Anziehungskraft seines Schritt für Schritt entwickelten Theoriegebäudes hat Luhmann eine eigene Denkrichtung, eine Schule begründet. Er hat zahlreiche Adepten, Nachfolger, Fortführer und Interpreten gefunden. Nach seinem Tod am 6. November 1998 bemühen sich viele von ihnen, sein Werk zu kommentieren und zu würdigen. Mein Gedenken gilt dagegen vor allem dem Menschen Niklas Luhmann, dem Kollegen aus der gleichen Soziologengeneration, der auch Habermas, Lepsius, Dahrendorf und ich selber angehören.

Anders als in seiner Beziehung zu Jürgen Habermas verband mich keine intellektuelle Auseinandersetzung mit Niklas Luhmann. Zwar habe ich schon 1965 sein erstes Buch, *Funktion und*

Folgen formaler Organisation, und in der Folge auch *Zweckbegriff und Systemrationalität* besprochen, aber zu einer länger andauernden theoretischen Debatte, aus der beide Partner gelernt hätten, kam es zwischen uns nicht. Zu verschiedenen waren letztlich unsere grundsätzlichen Erkenntnisinteressen. Luhmann war zwar, was vor allem in seinen frühen Publikationen deutlich wird, ein hervorragender Beobachter alltäglicher Vorgänge, und er konnte, was er sah, unübertrefflich, knapp und schon früh mit einer sichtbaren Vorliebe für paradoxe Formulierungen benennen – man denke etwa an ‚brauchbare Illegalität‘ und die ‚Vordringlichkeit des Befristeten‘. Aber sein Interesse galt vor allem der Identifikation genereller Prinzipien – von Kontingenz und Komplexitätsreduktion, Selbstreferenz, struktureller Koppelung und Autopoiese. An konkreten Gegenständen wollte er das Operieren dieser Prinzipien, die Anwendbarkeit seiner analytischen Kategorien aufzeigen, und nicht die empirische Varianz in ihrem Wirksamwerden.

Auf den ersten Blick gibt es eine gewisse Entsprechung zwischen Person und Werk von Niklas Luhmann. Er erschien vielen als asketisch, die lebendige Abstraktion, von der materiellen Basis abgehobener, verselbständigter Überbau. Die zentrale Rolle, die Luhmann der – nicht so sehr verständigungsorientierten als vielmehr medial aufgefassten – Kommunikation in seiner Theorie zuwies, passt zu diesem Eindruck. Aber solche Eindrücke sind oberflächlich. Luhmann war auch neugierig auf Erfahrungen, die nicht primär intellektueller Natur waren, und dazu gehörten nicht nur Kontakte mit Künstlern und Reisen in andere Länder; vielmehr war Luhmann auch bereit, Aufgaben zu übernehmen und Rollen zu spielen, die schlecht zu dem Bild passen, das man sich inzwischen allgemein von ihm macht. In diese Kategorie der unwahrscheinlichen Möglichkeiten fällt z.B., dass Niklas Luhmann eine Aufgabe als politischer Berater übernimmt oder eine empirische Untersuchung durchführt. Und doch ist beides geschehen. Die hohe Unwahrscheinlichkeit der Tatsache, dass Luhmann mit mir zusammen eine empirische Untersuchung durchführen und sich so auf eine in seiner wissenschaftlichen Laufbahn wohl einmalige Art der Kooperation

einlassen sollte, mag es rechtfertigen, auf diese Episode etwas ausführlicher einzugehen.

Den Auftrag zur Durchführung dieser Untersuchung erhielten wir von der beim Bundesinnenministerium angesiedelten Studienkommission für die Reform des öffentlichen Dienstrechts, die von 1970 bis 1973 existierte und der wir beide als wissenschaftliche Berater angehörten. Luhmann empfahl sich für diese Beraterrolle als Jurist mit acht Jahren Verwaltungserfahrung (1954–1962), der außerdem drei Jahre am Forschungsinstitut der Hochschule für Verwaltungswissenschaften tätig gewesen war (1962–1965) und 1966 eine *Theorie der Verwaltungswissenschaft* veröffentlicht hatte. Die Untersuchung sollte auf der Basis einer Primärdatenerhebung Aussagen über die Anreizwirkung der Merkmale des öffentlichen Dienstes zu machen erlauben. Das Ergebnis der 1971/72 durchgeführten Untersuchung wurde 1973 unter dem Titel *Personal im öffentlichen Dienst – Eintritt und Karrieren* veröffentlicht und ist vermutlich die am seltensten zitierte von allen Publikationen in Luhmanns langer Bibliographie. Obwohl Luhmann, genauso wie ich selber und unsere Mitarbeiter Rainer Koch und Elmar Lange, Teile des Textes verfasste, ist diese Herkunft, ist die besondere Sprache Luhmanns nirgends sichtbar – wie die Untersuchung denn auch weder erkennbar von einem systemtheoretischen Ansatz befruchtet noch für die Weiterentwicklung von Luhmanns Systemtheorie fruchtbar wurde.

Dabei war Luhmanns Mitwirkung an dieser Untersuchung, für die eine umfassende Erhebung unter Angehörigen des öffentlichen Dienstes sowie Tests in Schulabgängergruppen durchgeführt wurden, alles andere als bloß symbolisch. Luhmann nahm an der Entwicklung des standardisierten Fragebogens teil, führte selber die Verhandlungen über die Erhebung mit Emnid, überlegte die Auswahl von Items für die benutzten Persönlichkeitstests und hockte gemeinsam mit uns über Stapeln von ausgedruckten Tabellen. Wohl wunderte er sich lauthals darüber, „dass Mist fünd“, aber er übte keinerlei methodologische Fundamentalkritik und erledigte zuverlässig, wenngleich ohne Begeisterung die Aufgaben, die er übernommen hatte. Nur einmal leuchtete so etwas wie intellektuelle Genugtuung bei ihm auf, nämlich als er fand, dass das Konzept der Komplexitätsreduktion sich für die Interpretation eines bestimmten Zusammenhangs nutzen ließ.

Luhmanns Neugier auf neue Erfahrungen mag ihn auch veranlasst haben, 1972 die Einladung der van Leer Foundation zur Teilnahme an einer Studienreise deutscher Sozialwissenschaftler durch Israel anzunehmen. Eher still und bereit,

sich einzuordnen, nahm er an dem recht anstrengenden Programm teil. Nie kam es vor, dass die Gruppe etwa auf Luhmann warten musste, nie spielte er sich bei den Diskussionen mit israelischen Gastgebern in den Vordergrund, nie gab es von ihm Wünsche auf Programmänderung. In seiner Theorie mag Kooperation keine besondere Rolle spielen, aber im täglichen Leben war Luhmann kooperativ.

Dies mag in einem gewissen Gegensatz zu seiner Kompromisslosigkeit in der verbalen Kommunikation über theoretische Gegenstände stehen. Ich weiß nicht, wie Luhmann als akademischer Lehrer war, aber ich habe bei anderen Gelegenheiten erlebt, dass er einem fremden Publikum seine für den Nicht-Luhmannianer nicht eben leicht eingängigen Gedankengänge ohne den Versuch einer Ein- und Hinführung präsentierte. Lebhaft erinnere ich mich in diesem Zusammenhang eines Vortrags, den Luhmann Anfang der 80er Jahre an der Stanford University hielt, und auf den die (durchaus „namhaften“) amerikanischen Kollegen neben mir, derart unvermittelt mit Überlegungen zu basaler Geschlossenheit und Selbstreferenz konfrontiert, mit ungläubigem Staunen und umfassendem Unverständnis reagierten. Diese intellektuelle Intransigenz äußerte sich aber niemals als Arroganz, und sie war auch kein Zeichen für jene Art von Selbstbezogenheit, die das menschliche Gegenüber, seine Bedürfnisse und seine Gefühle einfach nicht sieht. Im Gegenteil. Allen von ihm betonten Grundsatzproblemen des Beobachtens zum Trotz: Luhmann war anderen Menschen gegenüber ein aufmerksamer und sensibler Beobachter, und er ließ sich von seinen Beobachtungen auch in seinem Handeln leiten. Am besten wird das seine viel zu früh verstorbene Frau, werden es seine Kinder wissen, aber auch ich habe es in der Zeit, in der wir uns häufiger sahen, vielfach erlebt – in vertraulichen Gesprächen über Familiäres während der Autofahrt nach Oerlinghausen bzw. von da nach Bielefeld, oder wenn Luhmann, dem ich nebenbei von Rückenschmerzen erzählt hatte, mir von da ab stillschweigend aber bestimmt die schwere Tasche aus der Hand nahm.

Nach der Periode enger Kooperation im Rahmen der Studienkommission für die Reform des öffentlichen Dienstrechts sahen wir uns seltener. Nun schien Luhmann den Kontakt mit meinem Mann, dem Maler Hann Trier anregender zu finden, ging mit ihm in Köln durch Galerien, schickte ihm Texte von sich und schrieb gar einen für einen Ausstellungskatalog. Zwar nahm Luhmann an dem 1985 von mir im Rahmen des neuen Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung eingerichteten Gesprächskreis zu einer

Theorie sozialer Differenzierung teil, aber die Diskussionen dort hinterließen keine Spur in seinem zu jener Zeit in allen Grundentscheidungen bereits festliegenden Theoriesystem. Nachdem Luhmann durch die Auseinandersetzung mit Talcott Parsons, bei dem er 1961/62 in Harvard studierte (zu welchem Zweck er sich eigens von seiner Verwaltungstätigkeit beurlauben ließ), zur Ausarbeitung einer eigenen Systemtheorie motiviert worden war, scheint er Anregungen ganz allgemein eher von Literaten, Philosophen oder gar Naturwissenschaftlern als von Fachkollegen, und zumal von empirisch arbeitenden Sozialwissenschaftlern erhalten zu haben. Zumindest in jüngster Vergangenheit entspricht dem das Interesse, das seinem Werk auch in anderen als sozialwissenschaftlichen Fachgebieten entgegengebracht wird – und das wieder entspricht dem auf Identifikation von Grundprinzipien zielenden, wenn man will essenzialistischen Charakter von Luhmanns Erkenntnisinteresse. Es mag daher durchaus nicht abwegig scheinen, wenn in der FAZ vom 18.11.1998 gefragt wird, ob Luhmann überhaupt Soziologe oder nicht vielmehr Dichter war. Jedoch – um Dichter zu sein, war Luhmann viel zu sehr um Erkenntnis bemüht, und sei es die Einsicht in die prinzipielle Nichtbeobachtbarkeit von Welt. Und wenn man ihn gleichwohl nicht als Soziologen bezeichnen will, dann weil er sehr viel mehr war als nur das – ein geisteswissenschaftlich, historisch und philosophisch gebildeter Gelehrter.

In den letzten Jahren wirkte Luhmann zunehmend als rein geistige Präsenz – und zeigte dennoch, ehe er erkrankte, andeutungsweise ein paar epikuräische Züge. Seine häufiger werdenden Aufenthalte in Italien und zumal Süditalien mögen dies eher manifestieren als dass sie es bewirkt hätten. Hier allerdings bewege ich mich, noch mehr als bei den auf frühere Perioden bezogenen Erinnerungen, im Bereich höchst subjektiver Interpretation, ja unverantwortlicher Spekulation. Allerdings ohne schlechtes Gewissen: Luhmann selbst hätte sicher auch eine große Diskrepanz zwischen meiner Fremd- und seiner Selbstwahrnehmung hingenommen, würde er doch Nietzsche zugestimmt haben, dass unser Bewusstsein von Wirklichkeit nun einmal „kaum ein anderes ist, als es die auf Leinwand gemalten Krieger von der auf ihr dargestellten Schlacht haben“. Aber wie bruchstückhaft und vielleicht sogar verzerrt die Erinnerung der ihm freundschaftlich verbundenen Kollegen an Niklas Luhmann auch immer sein mag: Wir vermissen den Menschen, auch wenn sein Werk uns bleibt.

Renate Mayntz